

Festrede

zur Restauratorenfachklassen-Diplom-Feier 1995
der Höheren Fachschule für Gestaltung Bern, am 17. November 1995.

Eine Festrede ist bekanntlich immer umgekehrt proportional feierlich zur Festlichkeit ihres Anlasses zu halten, zum einen, damit den Gefeierten der Inhalt nicht ungebührlich zu Kopfe stiege, die Feiernden sich nicht noch schnell für zugefügtes Leid zu rächen wüssten und die Gäste nicht einschliefen, zum andern, damit Feierlichkeit nicht mit Langatmigkeit, sprich -weiligkeit gebüsst würde.

Ich war anfänglich gerührt über das Amt, dessen ich hier zu walten habe, sehe ich mich doch als überlebender Gründer dieser inzwischen geheiligten Institution, die inzwischen fünf ganze Lustren unbeschadet überstanden hat und wie ich hoffte, so manches Dutzend in Glanz und Glorie erleben wird. Aber schon bei diesem frommen Wunsche stolperte ich bereits über die ersten Hindernisse: Wie hätte ich das einstige Kind zu nennen, wenn es in mannbarer Zukunft einen lokal, kantonal, national wie international verbindlichen Namen trüge, der unserer Profession, Kondition und Ambition entspräche. Lassen Sie mich in der historischen Grabbelkiste nachforschen, warum wir heute überhaupt unter Problemen der Nomenklatur zu leiden haben: 1970, als ich, kaum im Römer Istituto Centrale diplomiert, im Berner Kunstmuseum an einem Schreibtischviertelchen meine mehr als bescheidene Chefrestauratorenstelle antrat, gab es auf Schweizer Boden neben den Laboratorien des Zürcher SIK keine ausbildende, geschweige weiterbildende Institution dieses Berufes, den man ausser in Rom, Wien, Dresden oder Stuttgart nur über privates Famulieren erlernen konnte.

Schon mit den ersten Amtssemestern wurde mir dank pausenloser Anfragen bewusst, dass dieses zur Mode geratende Hobby eine geregelte Adresse, ein Berufsethos, und eine höhere Ausbildungsstruktur erhalten müsse. Das Berner Kunstmuseum war damals das einzige, das sich um Praktikanden kümmerte; während diese mir die tägliche Arbeit erleichterten, konnte ich mich um die turbulente Gründung des Berufsverbandes SKR bemühen, aus dessen Reihen manchem anfänglich die Etablierung von Ausbildungsstrukturen mehr als suspekt vorkam. Mein anfänglicher romantischer Traum war, einen klösterlichen Organismus aufzuspüren, in dessen Mauern man alle handwerklichen, wissenschaftlichen und kunsthistorisch notwendigen Disziplinen selbsterhaltend ausübte und sie den Novizen weitergäbe. Eine solche Anlage winkte unversehens zwischen Murten und Avenches, dann aber dank eines norwegischen Reeders und Sammlers realistischer im Schlosse Deley am Neuenburgersee, für dessen Ankauf, Ausbau und Einrichtung die entsprechenden Gelder vom Himmel zu fallen drohten, bis zum Tage, als die Ölkrise zuschlug und die leeren Schiffe zwei Mio. Dollar täglich verschlangen. Aus der Traum, dachte ich und suchte einen neuen Weg in die geregelte Ausbildung über einen billigeren Umweg: den Staat. Die damalige Berner Kunstgewerbeschule kam mir zufällig mit einem Projekt entgegen, das es mit meinen Plänen zu verheiraten galt. Wie bei jeder Ehe, geht solches nicht ohne Kompromisse: hatte sich die Schule eine handwerklich-dekorative Möbelschreiner- und Antiquitäten-Restaurierungsbranche ihrer Kunsthandwerkabteilung vorgestellt, ich aber als heimliches Ziel fachhochschulmässige, ja universitäre Qualifizierung, so blieb unter dem Strich eine bernische Fachklasse des Gestaltungssektors. In Christoff v. Imhoff fand sich ein fähiger Leiter, der zwar die fachlichen Ambitionen hochhielt, aber dem Zwangskorsett der Hierarchien, der Schalt- und Verwaltungsmechanismen, des Schulklüngels und des Amtschimmels nicht genügend

Rechnung trug, schliesslich mit Mann und Maus den unvermeidlichen Schiffbruch erlitt, nach welchem erst die Ära Schiessl-Schaible die neuen Ufer der Selbstbetätigung, der Expansion, der institutionellen Fahrpläne und autonomeren Ziele wiesen, die Sie alle kennen.

Der Berufsverband SKR, der aus dem von mir, befreundeten Kollegen und meinen Schülern frech unterwanderten Seniorenzirkel SPR, dem die gemütvollen, aber selbstgenügsamen Präparatoren noch mitangehörten, hervorging und dessen Gründung und Neubenennung ich längst betrieben hatte, in der Hoffnung BIGA, Berufsbild und Rechtsnormen wären geeignet, den Berufstatus zu schützen, hatten einen nicht geringen Einfluss auf die Geburtswehen unserer Schule; aber meine Manöver waren oft disparat; wollte ich die traditionalistischen Restauratoren mit der Schule zwingen, geregelte Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten zu akzeptieren und zu promovieren, sollte andererseits der gar nicht geeinigte Verband die zu niedrigen Vorstellungen der betreibenden Kunstgewerbeschule auf internationales Niveau heben. Man war noch weit entfernt vom heutigen mitunter von unseren Nachbarländern importierten Streit um Benennung und Stufung auf Akademie-, höhere Fachschul- oder Fachhochschul- oder gar Hochschulebene *pur*. Bei uns flog auch kein BAT-man (sprich BAT, Bundesarbeitsarif) durch die Alpenträume unserer Kollegen, obwohl für so manchen das Diplom der nächsten Generation zum Alp und das Berufs-Album, wie der Südländer sagt, oder das ethische Bekenntnis, banaler, das Berufsbild schwer auf dem Magen lag und liegt. Die Diskussionen innerhalb des Verbandes und die zwischen Schule, Administration, Politik und SKR verliefen weit geruhsamer und unpolemischer als etwa in Deutschland, doch nicht minder verbohrt und oft mit einem Duft des Hinterwäldnertums, dem unser deutsches Tandem oft nicht mehr denn Diplomatie, Engelsgeduld und Fairness entgegenzuhalten hatte ob all der helvetischen Sonderwünsche, Bedenken und der Hervorkehrung federaler Rücksichten. Die Einigelung der Schweiz im internationalen Rahmen der letzten Jahre tat natürlich das ihrige, sich kaum auf ausserschweizerische Standards berufen zu können und endlich und letztlich war das *Berner Modell*, wie man betonte, ein hauseigenes Gebäck einer einzigen Stadt und eines einzigen Kantons, das zu knuspern Fernkantöner und Ausländer mitunter teuer und teuerst zu stehen kam. Das internationale Renommee der Berner Fachklasse galt und gilt bei vielen nur, solange es die interne Kultur-, Schul-, Finanz- und Gesellschaftspolitik zu streicheln geeignet ist; einen moralischen, kulturethischen und bildungspolitischen Auftrag wollte man zu meiner Unzeit und will in Ihrer Derzeit kaum jemand erkennen. Der kostet schliesslich, wie öffentliche Musik, Theater, Kunst, Film und übrige kulturelle Manifestationen. Im Zweifelsfalle zuviel. Wer erdachte nicht und erdenkt nicht heute wieder Winkelzüge, Opfermut in Kalkulationen und Kompromisse umzuprägen, wo man die Medaille, aber auch die klingende Münze nicht verlieren muss. Illusion, liebe Zuhörer, Illusion; alle Umwege werden an die Anfänge von innerlich notwendigen, realistischen und sachlich-fachlichen Forderungen zurückkehren; Umwege sind noch teurer als Vernunft.

Da in unserem Wunderland der Tradition Vernunft oft mit zweierlei Mass gemessen wird, fragen sich heute noch gewisse Leute, ob man eine teure Fachhochschule für Konservierung und Restaurierung überhaupt brauche, wenn doch die wenigen, die sich derartigen Bildungsluxus gönnten, den ja im Ausland fänden. Man befrage dieselben gewissen jedoch nicht, ob Dufours IKRK besser ins Ausland übersiedle, was doch

Kriege und Menschenleid in Fülle gäbe oder ob man gar aufs Militär verzichte, weil doch bei uns seit 150 Jahren Friede herrsche.

Die Vernunft der anderen webt an einer Utopie, die es jedoch über kurz oder lang zu verwirklichen gilt, soll Helvetien auf seinen Anspruch auf Vorbildlichkeit innerhalb Europas weiterhin unter den Scheffel stellen wollen. Was nämlich der Politik, dem Demokratiebewusstsein, dem Sozialfrieden recht ist, könnte oder sollte etwa unserem Berufe billig sein: wenigen ist bewusst, dass dieser seit über einem Jahrzehnt mit dem rotweissen Gütezeichen Mustermode ans Ausland liefert, was Verbandstrukturen, rechtliche und ethische Maximen, Berufsbild und technologische Neuerungen betrifft. Künftig fiel nun an, einen gesetzlich gleichberechtigten Austausch von Praktikanten und Forschern, einen unbehinderten Fluss ihres Wissensschatzes, eine Anerkennung der Diplome und der Notwendigkeit von Forschung und die Bereitstellung der Mittel hierzu zu erstreiten. Was bisher unter der Wohlgesonnenheit der Politiker, der Hilfe der Autoritäten, der Einsicht denkmalpflegerischer und kulturfördernder Instanzen erblühte, ist bewundernswert: die Berner Lehrstätte und ihre Diplomabgänger haben es im letzten Jahrzehnt zu einem grenzüberschreitenden Renommee gebracht, das mir selbst dank dutzendweisen Erkundungen, Bewerbungen und Informationsbesuchen junger Deutscher, Oesterreicher, Italiener und neuerdings auch ausbildungshungriger Kroaten bewusst geworden ist. Berns Beliebtheit und Mustergültigkeit wird nur getrübt durch seinen numerus clausus und die unmenschlichen Studienkosten, während in Italien die Institute von Brescia, Passeriano, Florenz und Rom in den schlimmsten Strukturkrisen stecken, sich Frankreich durch kaum Empfehlenswertes ausweist und die deutschsprachigen Nachbarländer ihre Kämpfe um Nomenklatur, Besoldungsebenen, Anerkennung und Schutz der Berufskategorie längst nicht ausgefochten haben.

An dieser Stelle meine einstigen Utopien als greifbare Realien in die nähere Zukunft zu projizieren und zu projektieren scheint vielleicht verwegen, wo doch das Bundesgesetz über die Fachhochschulen die Hürde noch nicht genommen hat und das Schicksal unseres Berner Modells, wie es zu Anfang der Schulgründung so schön hiess, bzw. unserer heutigen höheren Fachklasse noch aussteht. Fast ist es müssig, hier die zwingenden Argumente pro zu wiederholen; ein wohlhabendes, bildungsmässig hochdotiertes 6-Millionenland, reich an geschichtlichem, handwerk- und baulichem Erbe, Umschlagplatz internationaler Kunstprodukte, Museenland, Begegnungs- und Reibungsfläche von Menschen der Politik, der Intelligenz, der Wirtschaft und des Kulturlebens mit facettenreicher polynationaler Prägung hat ein Recht auf eine eigenständige autogenerative und hochqualifizierte konservatorische Auseinandersetzung mit seinem Kulturgut. Die Forderung nach einem berufsspezifisch geschulten Nachwuchs mit wissenschaftlichem, technologischem und allgemeingebildetem Topniveau ist nie so dringend gewesen wie jetzt, da man endlich zu einem gleichberechtigten Dialog mit Denkmalpflegern, Kunst- und Kulturhistorikern, Ingenieuren und Naturwissenschaftlern gelangen könnte und muss, um die bestehenden kontraproduktiven Missverständnisse, Kompetenzrängeleien, Hierarchiesturheiten und nicht zuletzt Tarifungerechtigkeiten abzubauen. Andere Länder, namentlich die angelsächsischen haben diese lähmenden Barrieren längst beseitigt,

weil die Nivellierung auf Akademiker-, bzw. Hochschulebene frühzeitiger vollzogen wurde.

Mehr als an Kunstschaffende, auch der Musik- und Theaterberufe, an Naturwissenschaftler oder gar Adepten des Sozial- oder Gesundheitswesens, ist an *uns* die Forderung von erhöhter Qualifikation überdisziplinären Wissens gestellt, weil die direkte Beschäftigung mit Kunstgut (namentlich mit der bisher oft vernachlässigten moderneren und aktuellen Kunst mit ihren fließenden Uebergängen zu den disparatesten Gebieten), erhöhte und erweiterte Lehrstoffe abverlangt. Während sich das Restaurierungsschriftgut in zwanzig Jahren ver Hundertfacht hat, steht eigentliche Forschung und mitunter die Grundlagenforschung noch in den Anfängen.

Der Restaurator bzw. Konservierer ist der Einzige, der wirklich Hand an die delikatesten Dinge selbst legt und wird damit zum Mittler seiner Erfahrungen an Dutzende von ihm übergeordneter akademischer "Verwerter". Logisch, dass sein Wissen und Gewissen zureichend hinterfangen sein muss, um ernstgenommen zu werden. Aber noch glaubt man bis in hohe Ränge der Auftraggeberschaft hinein, dass ein Restaurator zwar nicht mehr ein erfolgloser Künstler - das ist ja nun endlich vorbei - aber lediglich ausführender, weil handwerklicher Zulieferer von materialen Informationen sei, aber nicht auch deren eigentlich naheliegendster Analytiker und Analist.

Für Bern, oder besser für die Gesamtschweiz, eine weiterhin dynamische, qualitätssteigernde institutionelle Karriere zu augurieren fällt mir nicht schwer, wenn man nur schon die Diplomarbeiten der ersten Stunde mit den jüngsten, deren Autoren und Autorinnen wir hier zu feiern gedenken, vergleicht; Wissenschaftlichkeit, Diktion, Darstellungsweise, Anschaulichkeit und Ertrag sind ausserordentlich gewachsen und brauchen den Vergleich mit den ausländischen Thesen nicht zu fürchten. Ich selbst würde heute mit meinem dürftigen römischen Elaborat glattwegs durchfallen, wie ich kaum die Aufnahmeprüfung bestanden haben dürfte. Das Restauratordiplom lässt an Horizontweite und Vertiefung so manche traditionelle Magisterarbeit weit hinter sich, selbst wenn noch viele nicht einen Maturitätsausweis in die achtsemestrige Ehe gebracht hatten. Als sporadischer Hausfreund konnte ich mit Vergnügen feststellen, wie (hochschul-)reif das emsige Gesinde jeweils war und mit welcher Akribie, Um- und Weitsicht die inzwischen fünf Gralshüter der Lehre es zur Diplomreife geleiteten. Die Gratifikation einer so hochzielenden sowohl praktischen wie theoretischen Ausbildung mit dem Fachhochschulprädikat ist deshalb mehr denn gegeben. Wenn wir heute wieder eine Generation von vielversprechenden Diplomierten ins Berufsleben gehen lassen, so mit dem Wunsche, dass ihnen dereinst oder der baldigst die akademische Würde nachgeliefert wird.

Ich habe mich bemüht im Namen aller auszubildender Nachwuchssemester zu sprechen, ohne die Kategorien und Disziplinen einzeln zu benennen; die Papierfachklasse, die soeben ihre noch ephemere zu bleiben drohende Existenz in letzter Minute zementieren konnte, wird bald zum selbstverständlichen Horizont unseres Berufes gehören wie dereinst auch die archäologischen, ethnographischen, textilbearbeitenden und technologiehistorischen Zweige. Das überdisziplinäre Forschen wird uns zu einer konservierenden Familie zusammenschweissen, deren Nutzniesser, die Kultur unseres Landes, ein Vielfaches unser aller Engagements ernten wird. Die

diplomierten Pioniere von heute werden, indem sie die Utopie von gestern verwirklichten, an den neuen Utopien von morgen basteln und ich hoffe, dann noch immer als Neugieriger dabei sein zu können. Deshalb auf gut Berndeutsch:

Valete et restaurate in pace.